Nr. 1 46. Jahrgang. Januar 1932.

Monatsblätter

der

Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde

Postscheckkonto Stettin 1833.

Illyrische Fluß= und Ortsnamen in Pommern.

Von Dr. Robert Holsten, Stettin.

Es scheint, als ob sich der pommerschen Ortsnamenforschung ein neues Ziel bietet. Diese Wissenschaft hat sich zuerst fast ausschließlich mit den slavischen Namen, die wir in Pommern finden, befaßt und sie zu deuten versucht. Erst seit zwanzig Jahren etwa hat sie sich auch den deutschen Ortsnamen zugewandt und sich um ihre Erklärung und Ausnutzung bemüht. Auch nach germanischen Namen hat sie gesucht, die aus der Zeit vor der Einwanderung der Slaven stammen könnten; doch ist die Ausbeute nicht eben groß gewesen. Die neueste Zeit glaubt, auch illyrische Namen in Pommern finden zu können.

Die Vorgeschichte zeigt uns in Ostpommern in der Bronzezeit die sog. Lausitzer Kultur. Wie der Name verrät, ist sie von Süden gekommen. Von Westen her, aus Vorpommern, dringen germanische Stämme vor und verdrängen sie oder saugen sie auf. In welchen völkischen Zusammenhang die Träger dieser Lausitzer Kultur einzugliedern sind, darüber sind verschiedene Ansichten vorgetragen. Doch hat am meisten Anspruch auf Geltung die Meinung Gustaf Kossinnas, daß es Illyrier waren, die aus West= und Nordungarn, Niederösterreich und Mähren stammten (vgl. Mannus. IV. 1912. S. 183. 287. Max Ebert, Reall. d. Vorgeschichte. VII, 255. Otto Kunkel in: Das pommersche Heimatbuch. Berlin 1926. S. 251. Das pommersche Volkstum im Wandel der Zeiten. Berlin=Schöneberg 1928. S. 4. Pommersche Urgeschichte in Bildern. Textteil. Stettin 1931. S. 15. 50. 58).

Die Illyrier waren Indogermanen; sie bewohnten im Altertum ein weites Gebiet. Es erstreckte sich vom adriatischen Meere bis zum Morawa=Fluß, von Epirus bis zur mittleren Donau. Außer=

dem gehörten die Messapier, Japygen und Veneter in Italien dazu. Sie waren in der nördlichen Hälfte sehr mit Kelten gemischt (vgl. Pauly-Wissowa, Real-Encycl. der class. Altertumswissenschaft. XVII, 1086).

Von der Sprache der Illyrier wissen wir nur wenig. Wir kennen sie nur aus wenigen Glossen, durch die uns die Bedeutung einzelner Wortstämme überliefert wird, sonst nur aus Personen- und Ortsnamen, den messapischen und venetischen Inschriften und dem heutigen Albanischen, das eine Tochtersprache des Illyrischen ist. Doch sind uns manche Suffixe bekannt, die in illyrischen Ortsnamen häufig vorkommen (vgl. Pauly-Wissowa a. a. O. Max Ebert, Reall. d. Vorgesch. VI. 1926. S. 34 ff. Zeitschr. f. Ortsnamenforschung. V. 1929. S. 150 ff.). Hans Krahe sucht sogar für die apulisch-kalabrischen Ortsnamen so etwas wie eine Lautlehre zusammenzustellen (Zeitschr. f. Ortsnamenforschung. VII. 1931. S. 10 ff.). Verwandtschaft mit den Thrakern ist festgestellt. Auch zu den baltischen Sprachen steht das Illyrische in enger Beziehung (Max Ebert a. a. O. S. 43. 45).

Nach unsern bisherigen Ausführungen dürfen wir im östlichen Deutschland illyrische Ortsnamen erwarten. R. Much ist der erste gewesen, der darauf hingewiesen hat, daß die bei Ptolemaeus im östlichen Germanien angesetzten Städtenamen illyrisches Gepräge zeigen (vgl. Zeitschr. f. deutsch. Altert. 41. 1897. S. 97 ff. Korresp.-Bl. d. Dtsch. Ges. f. Anthr. 1905. S. 107. Hoops Reall. d. germ. Altertumsk. IV. 1918/19. S. 509). Seiner Meinung hat sich Gustaf Kossinna angeschlossen (Mannus. IV. 1912. S. 292 ff.). Es muß also als möglich erscheinen, daß sich auch im östlichen Pommern illyrische Ortsnamen gefunden und vielleicht bis heute erhalten haben. Doch wird jeder, der solche Namen in Pommern sucht, sich klar darüber sein müssen, daß er sich auf ein sehr unsicheres und dunkles Gebiet begibt. Trotzdem hat sich die neueste Wissenschaft auch an diese Aufgabe gemacht.

Den Namen der Oder bietet uns Ptolemaeus, der im 3. Jahrhundert n. Chr. Geb. schrieb, in der Form *Οὐιαδούα[ς]*. Im Schiffahrtskalender für das Elbgebiet. 1929. S. 329 f. bespricht Paul Knauth diesen alten präslavischen Namen. Er sagt vorsichtig, wir wüßten nicht, welcher Sprache er angehöre, erinnert aber daran, daß sich —ua häufig als Anhängsel in illyrischen Orts- und Flurnamen findet. In Illyrien kennt er sieben solcher Namen, auch in Italien einige, z. B. Mantua, Genua. Danach erscheint es ihm als möglich, daß der alte Name der Oder illyrisch ist. Was von andern über den Namen der Oder gesagt ist, geht uns in diesem Zusammenhange nichts an (vgl. Zeitschr. f. Ortsnamenforschung. VII. 1931. S. 80).

In der Zeitschrift für slavische Philologie. V. 1929. S. 360 ff. hat Max Vasmer „Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel“ gebracht. Er bespricht hier neun geographische Namen, die weder germanisch noch slavisch sind, aber auffallende Übereinstimmungen mit illyrischen und keltischen zeigen.

Nach Pommern führen uns die Namen der Drage (S. 363) und Ihna (S. 366).

Als älteste Form des Namens der **Drage** gibt er Drawa an[1]). Diesen Flußnamen verknüpft er mit dem Namen der Drau. Dieser ist in der Form Dravus vorslavisch. Er liegt im Gebiet der Pannonier vor, deren Sprache als illyrisch angesehen wird. Zur Erklärung des Namens wird ein idg. Wort angenommen, das mit ai. dravati „läuft" zusammenhängt.

Als älteste Form des Namens der **Ihna** gibt Vasmer aus den pommerschen Urkunden Yna und Ina an. Auch diesen Namen glaubt er weder aus dem Germanischen noch aus dem Slavischen erklären zu können. Er vergleicht damit den Namen des Inn. Aus dem Altertum ist dieser als Aenus bzw. *Αἶνος* überliefert, in mittelalterlichen Belegen als Inus, Innus, Ina. Das Wort ist für das Illyrische erwiesen durch den Stadtnamen *Αἰνῶνα* in Liburnien; dieser zeigt die für illyrische Namen charakteristische Endung —ona (vgl. Max Ebert a. a. O. VI. 1926. S. 34).

Wir befinden uns hier also auf einem Gebiet, welches nur mit der größten Vorsicht betreten werden darf. Trotzdem möchte ich es wagen, noch auf zwei Namen hinzuweisen, die wie die oben erwähnten weder germanisch noch slavisch zu sein, aber mit illyrischem Sprachgut Verwandtschaft zu haben scheinen.

In Hinterpommern fließt die **Persante**. Die ältesten Formen des Namens sind im 12. Jahrhundert Parsandi (P.U.B. I, 24; 1159. 46; 1177. 48 [1178]), Parszandi (P.U.B. I, 75; 1184), Parzand (P.U.B. I, 73 [1183]), Persandi (P.U.B. I, 51; 1179. 97; 1195). Daran erinnern noch im 13. Jahrhundert Parzandi (P.U.B. I, 129; 1216), Persanda (P.U.B. II, 133; 1265 Kolb. Matr.), Parsanda (P.U.B. II, 141; 1266), Parsande (P.U.B. II, 143; 1266). Im 13. Jahrhundert kommt daneben Persanta auf (P.U.B. II, 19; 1255. 491; 1283). Erst im 14. Jahrhundert findet sich Persante (P.U.B. VI, 28; 1321), Persanthe (P.U.B. IV, 267; 1307, in einer schlechten Abschr. eines späteren Transf.). Beyersdorf (Balt. Stud. 31. Anl. S. 51) sucht den Namen aus slav. prĕs'nica, prĕsenica, presanica und poln. przesnica, przasnica als Frischwasser, aqua insulsa, non fermentata zu deuten. Diese Deutung ist später mehrfach wieder aufgenommen. Max Vasmer aber (Zeitschr. f. slav. Philologie. VI. 1930. S. 470) bezeichnet sie als lautlich unmöglich, ohne eine andere Erklärung an ihre Stelle zu setzen. Ich meine, sie ist es auch sachlich. Wie sollte man einen Fluß danach benennen, daß er kein Salzwasser führt? Eine Deutung aus germanischem Sprachgut wird wohl kaum jemand versuchen. Nun weisen aber viele illyrische Ortsnamen ein nt-Suffix, besonders in der Form —ant—, auf (vgl. Max Ebert, Reall. d. Vorgeschichte. VI. 1926. S. 34. Zeitschr. f. Ortsnamenforschung. V. 1929. S. 155). Dieses —nt— be-

[1]) Die pommerschen Urkunden scheint Vasmer nicht benutzt zu haben. Nach ihnen ist die älteste Form des Namens dieses Flusses, soweit es sich um Originale handelt, Draue (P.U.B. II, 42; 1257); daneben Drawe (II, 605; 1286. IV, 29; 1321), Drawa (VI, 274; 1325), Drava (V, 31; 1311).

gegnet uns gerade auch in Flußnamen auf illyrischem Gebiet (vgl. Hans Krahe, Balkan-illyr. geogr. Namen. 1925. S. 51 ff.). Auch der Wechsel zwischen d und t, wie wir ihn in den ältesten Formen dieses Flußnamens beobachten können, ist der illyrischen Sprache eigen und findet sich besonders als Erweichung nach dem Nasal wie hier (Zeitschr. f. Ortsnamenf. VII. 1931. S. 23). Beachtenswert ist auch, daß wir in Litauen die Flußnamen Laukante und Salantas finden, die dasselbe Suffix zeigen (Max Ebert a. a. O. VI, 45). Auf die Verwandtschaft des Illyrischen mit den baltischen Sprachen haben wir oben hingewiesen. Aber nicht nur das Suffix, auch das Grundelement läßt sich als illyrisch nachweisen. Der balkanillyrische Städtename Persetis, der mit dem illyrischen Suffix —et— gebildet ist, zeigt es uns (vgl. Hans Krahe a. a. O. S. 32. 64. 95). Danach mag es als möglich erscheinen, daß auch der Name der Persante illyrisch ist.

Im Kreise Greifenhagen liegt etwa 10 km südlich der Kreisstadt das Dorf P a c u l e n t. Der Name begegnet uns in der urkundlichen Überlieferung zuerst als Familienname 1292 Wilhelmus Pokelente et frater suus in Greifenhagen (P.U.B. III, 160). Glieder dieser Familie kommen dann öfter vor; der Name wird auch Pocolent, Pokelent, schon 1314 Paculent (P.U.B. V, 186) geschrieben. Im Jahre 1308 finden wir ihn augenscheinlich als Flurnamen (P.U.B. IV, 302: usque ad campum Pokolent). Am 27. November 1323 aber verkauften die Ritter von Bertekow den Bauern von Paculent (civibus in Pokelent) einen Teil ihres Waldes zwischen Paculent und Greifenhagen (P.U.B. VI, 194). Diese Reihenfolge, wie sie uns heute in den Urkunden vorliegt, Familienname, Flurname, Ortschaftsname, kann natürlich zufällig sein. Es kann zuerst der Flurname vorhanden gewesen sein, haftend etwa an einem Gewässer oder einem Berg, und von da auf die Siedlung und dann auf die Familie übertragen sein.

Eine Deutung haben wir in den Monatsblättern 11, 167. Er wird dort aus der slavischen Sprache erklärt und von po (herum um) okol[u] (Lager) lendina (unbebautes Land) abgeleitet; er soll also Lagerfeld bedeuten. Ich habe mich aber dabei nicht beruhigt, sondern mich unter Darlegung des Tatbestandes an vier Männer gewandt, die als bedeutende Kenner der slavischen Sprache bekannt sind, an A. Brückner-Berlin, O. Knoop-Stargard i. Pomm., F. Lorentz-Zoppot und E. Schwarz-Gablonz. Aber alle vier haben den Namen aus der slavischen Sprache nicht deuten können; sie nehmen z. T. besonders an der Endung Anstoß. Aus germanischem Sprachschatz den Namen zu erklären, schien mir unmöglich. Ich wandte mich deswegen aber an Hermann Teuchert in Rostock, erhielt jedoch die Antwort, daß der Name nicht germanisch sei, sondern slavisch sein müsse. Ich wurde dabei auf Pakullen Kr. Tilsit, Pakallehnen Kr. Insterburg hingewiesen. Also nicht germanisch, nicht slavisch, was dann? — Viele illyrische Ortsnamen sind, wie wir sahen, durch ein nt-Element in den Suffixen ausgezeichnet. Wir haben es in der Form —ant— oben kennengelernt; es findet sich aber auch in der

Form —ent— (Zeitschr. f. Ortsnamenforsch. V. 1929. S. 155). Sollte dies illyrische Suffix auch im Namen Paculent vorliegen? — Wenn der Wortstamm uns an Pakullen Kr. Tilsit und Pakallehnen Kr. Insterburg erinnert, so haben wir oben schon gesehen, daß das Illyrische zu den baltischen Sprachen in enger Beziehung steht.

Es sind in Pommern meist Namen von Gewässern, die für Verwandtschaft mit der illyrischen Sprache in Anspruch genommen worden sind; auch der Flurname Paculent könnte ursprünglich einem Gewässer gehört haben. Gerade Namen von Gewässern erscheinen besonders geeignet, bei einem Wechsel der Bevölkerung, bei dem die Namen von Siedelungen vielleicht mit diesen zu Grunde gegangen sein könnten, sich weiter zu erhalten. Sie können auch am leichtesten die Lücke übersprungen haben, die die Vorgeschichte vor der Einwanderung der Slaven in Pommern annimmt.

Wir haben hier erste, tastende Versuche vor uns, und es ist möglich, daß die Fühler, die sie ausstrecken, noch vorbeigreifen. Zweierlei scheint mir aber festzustehen: 1) es gibt im östlichen Pommern Namen, die sich weder aus dem Germanischen noch aus dem Slavischen deuten lassen, aber Anklänge an das Illyrische zeigen; 2) die Ortsnamenforschung befindet sich in Übereinstimmung mit der Vorgeschichte, wenn sie in Ostpommern illyrisches Gut zu finden glaubt. Wir wollen uns aber hüten, nun etwa überall illyrische Spuren zu suchen, wie es früher wohl mit dem Slavischen gemacht ist.

Ein neuentdeckter Burgwall auf der Insel Rügen.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Als ich vor zwanzig Jahren meinen Aufsatz „Beiträge zur Kenntnis der rügenschen Burgwälle“ in Balt. Stud. N. F. 14 (1910) S. 33—83 veröffentlichte, glaubte ich, deren Zahl mit den dort beschriebenen 25 Wällen erschöpft zu haben. Das war aber nicht der Fall. Ich kann im Folgenden Mitteilung machen über einen rügenschen Burgwall, der bisher gänzlich unbekannt blieb und auch in der Literatur, soweit ich sehe, noch nirgends erwähnt und auf keiner Karte eingezeichnet ist. Der Grund für das Unbekanntsein dieses Burgwalles ist der, daß sich derselbe in einem entlegenen Winkel des Landes findet, der zudem für den öffentlichen Verkehr gesperrt ist. Der Burgwall liegt am nordwestlichen Rande der Halbinsel Thießow, die sich von der Schmalen Heide in der Richtung von Osten nach Westen abzweigt und sich in einer Länge von fast 2 km in den Kleinen Jasmunder Bodden erstreckt.

Während die Schmale Heide aus alluvialen Sanden aufgebaut und seit etwa hundert Jahren mit Nadelwald bestanden ist, ist die Halbinsel Thießow ein diluvialer Inselkern und vorzugsweise mit Laubholz bewachsen; nur vereinzelt finden sich hier und da Tannen dem Laubwalde beigemischt. Die äußerste westliche Spitze der Halbinsel ist der Thießower Ort, der sich 14,5 m über den Meeresspiegel erhebt. Im Innern der Halbinsel steigt das Gelände bis zu 27,5 m und an der Ostseite sogar bis zu 47,8 m an.

Der Name der Halbinsel ist slawisch: er ist abzuleiten von tisu Eibe (Taxus baccata); also Thießow = Eibenort. Der Name kehrt auf Rügen wieder in der Halbinsel Thießow auf Mönchgut mit der gleichnamigen Ortschaft und dem Thießower Höwt (oder Südperd). Vgl. G. Weisker: Slavische Sprachreste I S. 36. Heutzutage kommt die Eibe allerdings auf der hier in Rede stehenden Halbinsel Thießow nicht mehr vor; aber nach Aussage des Revierförsters Hahnel in Forsthaus Prora, dem ich für Führung und mancherlei Auskünfte dankbar bin, sind in früheren Jahren noch mehrfach Eibenstubben im Thießower Walde ausgerodet worden.

Bis um das Jahr 1850 hat auch ein kleines Gehöft mit Namen Thießow an der Ostseite der Halbinsel, unmittelbar an der alten Jasmunder Landstraße bestanden: bei Lubin 1618 „Tißow", auf der schwedischen Vermessungskarte aus dem Ende des 17. Jahrhunderts „Heidekrug", bei Fr. von Hagenow 1829 „Heidekrug H[errschaft] S[pyker]" und auf einer Karte der preußischen Landesaufnahme aus den Jahren 1845—1850 „Heide Kr[ug] oder Thießow H[of]" genannt. Im Volksmunde hieß das Gehöft „de Buddelkrog", weil über der Haustür an Stelle eines Gasthausschildes eine große Flasche (plattdeutsch Buddel) angebracht war. Nach mündlicher Überlieferung hat auch unweit des südlichen Ufers, etwa 600 m landeinwärts noch eine weitere menschliche Wohnstätte — vielleicht die eines Fischers — auf Thießow gelegen. Daß die Halbinsel Thießow aber auch bereits in der Steinzeit bewohnt gewesen ist, beweist eine Stelle am Ostende der Halbinsel, wo in dunkel gefärbtem Erdreich zahlreiche Feuersteingeräte und -splitter gefunden werden. Bei oberflächlichem Suchen fand ich dort ein 12 cm langes Beil mit diagonaler Schneide von der Form der Lietzower Keile, ein Kurzbeil mit gewölbter Schneide und ein breites Messer. Die Gegenstände sind dem Provinzialmuseum überwiesen worden.

Quer über die Halbinsel erstreckt sich in der Richtung von NNW. nach SSO. ein etwa 500 m langer und 8 m hoher Querwall, den ich in Balt. Stud. N. F. 14 S. 75 bereits beschrieben habe. Er diente offenbar dazu, den westlichsten Teil der Halbinsel abzuriegeln und die hinter den Wall geflüchteten Bewohner gegen einen Angriff von Osten her zu schützen.

In diesem westlichen Teil der Halbinsel, unmittelbar am Rande des Hochufers und etwa 250 m nordöstlich vom Thießower Ort liegt der neuentdeckte Burgwall. Das steil abfallende Ufer ist hier etwa 25—30 m hoch. Der Burgwall hat hufeisenförmige Gestalt; die offene Seite ist nach Westen hin zum Hochufer gerichtet.

Der Burgwall ist in der Weise angelegt worden, daß die auf den beiden Schenkeln befindlichen natürlichen Erhebungen durch eine 5—6 m hohe bogenförmige Erdschüttung miteinander verbunden wurden. So wurde ein Befestigungswerk geschaffen, das auf der oberen Krone an 350 Schritte Länge hat. Die Entfernung zwischen den Schenkeln beträgt 50 m, die Längsachse 100 m; die zwischen den Schenkeln befindliche künstliche Erdaufschüttung ist 100 Schritte lang, und wo sie an der Nordostseite mit der natürlichen Hügelreihe

zusammenstößt, befindet sich ein bastionartig vorspringender Erdbuckel, der den daneben befindlichen Zugang zum Innern des Burgwalles deckt. Der Kessel des Burgwalles ist uneben und ebenso wie die Wälle selbst mit Waldbäumen bestanden. Kulturreste, wie Scherben, Knochen, Geräte oder ähnliches, haben sich auf der Oberfläche nicht gefunden. Der Burgwall heißt im Volksmunde „der Burgberg" oder „der Tempelberg".

Falls der Burgwall lediglich eine Verteidigungsanlage gewesen ist, so kann er nur den Zweck gehabt haben, eine letzte Zufluchtsstätte zu bilden, sobald der etwa 450 m weiter östlich gelegene Querwall von angreifenden Feinden erobert worden war. Es ist aber auch möglich, daß der Burgwall als Tempelburg gedient hat. Der noch jetzt gebräuchliche Name „Tempelberg" genügt nun zwar nicht, um eine solche Mutmaßung zu rechtfertigen, zumal wenn man bedenkt, daß „Tempel" in Orts- und Flurnamen, wie Jellinghaus nachgewiesen hat, aus „Timpel" d. i. Hügel entstanden sein kann. Vgl. Balt. Stud. N. F. 33 (1931) S. 118. Es gibt aber auch eine alte Volkssage: nach dieser soll in alten Zeiten in dem Burgwall eine Burg gestanden haben, und damals sollen „die Burgfräulein" zuweilen zum Ufer hinabgestiegen sein, um hier ihre Wäsche zu waschen, und zwar sollen sie das regelmäßig bei dem großen Stein getan haben, der noch jetzt seitlich vom Burgwall vor dem Thießower Ort vornean im Wasser liegt. Der Stein ist 4 m lang, 3½ m breit und 2 m hoch, also ein ansehnlicher und jedermann auffallender Felsblock; er heißt auch in der Regel „der Große Stein".

Die Sage von den am Strande ihre Wäsche waschenden Jungfern kehrt auf Rügen mehrfach wieder: von der Jungfrau am Waschstein vor dem Königsstuhl in der Stubbenkammer, von den Witten Wiwern auf Mönchgut, die auf der Steinreihe vor dem Swantegard waschen, von der Wasserjungfer auf dem Zudar. (Vgl. Haas: Rüg. Sagen 7. Auflage Nr. 79. 83 und Pomm. Sagen 4. Auflage Nr. 70. Immer handelt es sich um weibliche Wassergeister, und solche werden wir auch in den Burgfräulein von der Burg Thießow zu erkennen haben. Wenn nun aber die mündliche Überlieferung die hier lokalisierten Wasserjungfern mit dem Burgwall auf der Höhe in Verbindung bringt, so trägt das sicher dazu bei, die ehemalige Heiligkeit der Örtlichkeit zu beleuchten.

Nach der von mir in Balt. Stud. N. F. 14 versuchten Einteilung der rügenschen Burgwälle ist der Thießower Burgwall ohne Zweifel zu der Gruppe der Hochburgen und seiner Lage nach zu den Küstenburgen zu rechnen. Schwieriger ist die Frage, welcher Zeit der Burgwall angehört. Die Urkunde vom 23. April 1298 (P.U.B. III, Nr. 1843), in der die Grenzen der ehemaligen Grafschaft Streu beschrieben werden, erwähnt den Querwall nicht, obwohl sie den mons qui appellatur Tizowe im Verlauf der Grenze anführt.

Gestreckte Wälle sind auf Rügen noch zwei erhalten: 1. der sogenannte Mönchsgraben nördlich von Baabe, der 1276 als vetus fossatum und 1295 als fossatum, que (!) vulgariter lantwere appellatur, bezeichnet wird, und 2. der sogenannte Hohe Graben bei

Puddemin (Neue Pomm. Provbl. III, S. 319). Ein dritter Wall, der im 12. Jahrhundert von den Dänen quer über die Westgrenze der Schaabe gezogen wurde (Saxo Gram. XIV, S. 661), ist nicht mehr vorhanden. (Vgl. Balt. Stud. 12 b, 1846, S. 169 und Kantzow in ndd. Mundart S. 137.)

Diese Längswälle haben, wie es scheint, der Slawenzeit ihren Ursprung zu verdanken; jedenfalls steht fest, daß solche Landwehren noch im Rügenschen Erbfolgestreite 1326—1328 eine Rolle als Landesverteidigungsanstalten gespielt haben (vgl. Kosegarten: Rüg. und Pomm. Geschichtsdenkm. I, S. 206f.). Man könnte darnach annehmen, daß auch die beiden auf der Halbinsel Thießow erhaltenen Schanzwerke der Slawenzeit auf Rügen, d. i. dem 6.—12. nachchristlichen Jahrhundert ihre Entstehung zu verdanken haben. Denkbar ist aber auch, daß der Burgwall in einer früheren Zeit entstanden und erst in slawischer Zeit durch den vorgezogenen Längswall weiter gesichert worden ist. Die ganze Anlage und die Umgebung des Burgwalles erinnert unwillkürlich an die Herthaburg in der Stubbnitz, die, wie mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, von den germanischen Bewohnern der Insel, also in vorslawischer Zeit angelegt worden ist.

Ein Irrtum Lubins.

Von Paul Hanow, Berlin-Spandau.

Die Karte Pommerns von Lubin aus dem Jahre 1618 leidet trotz der langjährigen Vorarbeiten des Verfassers an mancherlei Fehlern. Bei der Wiedergabe der Stadtansichten ist viel Phantasie im Spiel gewesen. Auch sonst ist bei der Benutzung Vorsicht geboten. Vgl. z. B. die mannigfachen Berichtigungen für das Fürstentum Kammin durch Müller in den Balt. Stud. N. F. 31 (1929), S. 151 f. In früheren Zeiten hat es den Benutzern der Karte häufig an der gehörigen Kritik gefehlt. Dies soll in einem besonderen Fall gezeigt werden.

Lubin bringt die Wappen des pommerschen Adels, darunter auch das Wappen der auf Lasbeck (Kr. Regenwalde) u. a. erbgesessenen Hanow. Er gibt als deren Wappen einen Baum (Eiche?) unter fünf Sternen an. Seine Quelle ist nicht bekannt. Jedenfalls trifft dies Wappen nicht zu, wie noch dargelegt wird. Die Abbildung hat in der Folge Verwirrung angerichtet, ja sogar über ein Jahrhundert später bei dem letzten Lasbecker, Levin Christian II. († 1748), das ursprüngliche Wappen verdrängt. Die Literatur ist Lubin gefolgt. Insbesondere Micraelius, Siebmacher, Elzow und neuere Schriftsteller, wie Mülverstedt (Siebmacher) 1878 u. a. In der 1894 herausgegebenen Abteilung über den abgestorbenen Adel Pommerns bringen Mülverstedt und Hildebrandt zwar in Abänderung des früheren Wappenbildes einen ausgerissenen Baumstamm mit Eicheln und Blättern, behalten aber noch die fünf Sterne bei. Als erster weist Bagmihl, Pomm. Wappenbuch (1855) Band 5, auf die Siegel als maßgebende Quelle hin, stellt danach das richtige Wappen:

Eichenzweig mit Eicheln und Blättern wieder her und läßt die Sterne beiseite. Im einzelnen ergeben sich in der Literatur noch Abweichungen in der Form der Baumkrone u. a. m.

Der Eichenzweig — ohne weitere Zutaten — ist das ursprüngliche Wappen. Dies ergeben Siegelabdrücke und erst jetzt bekannt gewordene Wappendarstellungen in der Schloßkapelle zu Gamig (Amtshauptmannschaft Pirna in Sachsen). Natürlich sind auch hier im einzelnen kleine Abweichungen zu beobachten. Einige Siegel haben am Zweige nur Eicheln. Zahl und Anordnung von Eichel und Blatt sind verschieden. Dies kann jedoch außer Betracht bleiben. Gemeinsam ist allen der aufrecht stehende Zweig, der an der Spitze in eine Eichel ausläuft und längs des Schaftes an Stielen Eicheln oder Eicheln und Blätter trägt. Im folgenden wird immer nur von einem Eichenzweig gesprochen.

Die Familie Hanow hat sich im 15. Jahrhundert in zwei Äste gespalten und den Besitz geteilt. Der sog. Greifenberger besaß halb Lasbeck ohne Mühle und halb Schmelzdorf und der Lasbecker halb Lasbeck mit Mühle (vgl. Monatsbll. 1928, S. 29ff.).[1] Diese Unterscheidung ist übrigens für die Zuteilung einzeln auftretender Familienangehöriger zu einem der beiden Äste von Bedeutung. Denn beide Äste haben seit jeher mit dem Eichenzweig gesiegelt.

Die ältesten Siegelabdrücke finden sich in den Prozeßakten Stargarder Hofgerichts des Bürgermeisters von Greifenberg (Pomm.) Faustin († 1600) aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er benutzt, wie er selbst sagt, seines seligen Vaters „Pitschaft". Der Vater war Dionys († um 1545), ebenfalls Bürgermeister in Greifenberg (schon seit 1520). Das Siegel zeigt denn auch über dem Wappenbild, dem Eichenzweig, die Buchstaben D und H (vgl. die Abbildung bei Bagmihl, Bd. 5 Tafel XVII). Wenn übrigens Bagmihl den Zweig bewurzelt, so widerspricht der Siegelabdruck. Denn dieser läßt eher einen quer liegenden Ast erkennen, dem der Zweig entsprießt. Die Bürgermeister siegeln als solche ohne Adelsbeigaben.

Nachkommen der Ebengenannten haben gleichfalls mit dem Eichenzweig gesiegelt; darunter der Generalwachtmeister Augustus von Hanow (geb. in Greifenberg 1591), der auf seinem Besitz Gamig bei Dresden 1661 starb.

In der dortigen Schloßkapelle, die er 1656 erneuern ließ und in der er der Leichenpredigt nach auch begraben wurde, hängt ein Epitaph auf ihn. Militärische Embleme, gekrönt vom hervortretenden Helm, umgeben den Wappenschild, um den eine Umschrift läuft.

---

[1]) Die Hufenmatrikel von 1628 (Klempin und Kratz, Matr. S. 233) gibt die Hufenzahlen der einzelnen Zweige an. Die Angaben, die sich auf Steuerlisten seit 1604 gründen, sind nicht ganz zuverlässig. Von den fünf namentlich aufgeführten Hanow sind Faustin 1594, Dinnies 1603, Hennig 1606 und Tonnies 1625 bereits gestorben. Dinnies und Augustin sind Vater und Sohn. Bei beiden sind verschiedene Zahlen. Ob die kleinere in der größeren mitenthalten ist, ist nicht ganz klar. Ferner fehlt bei Tonnies die Hufenzahl. Endlich sind auch die Angaben über die Lehnsherren mißverständlich. Hans und Franz von Dewitz gehören derselben Linie an. Hans ist der Vorfahr von Franz. Die Verteilung der Afterlehnsleute unter beide ist daher irreführend.

Das Wappen ist der Eichenzweig. Dieser hat deutlich Eicheln und Blätter, während der Siegelabdruck des Generals nur Eicheln erkennen läßt.

Von seinen Kindern überlebte ihn nur Johanna Magdalena (* 164.., † 1675), die mit dem Grafen Lorenz von Hofkirch († 1667—74, zuletzt kurbrandenburgischer Oberst) und in zweiter Ehe mit Benedikt von Alefeld, Hofrat in Dresden, auf Haselau (Holstein) erbgesessen, verheiratet war. Sie siegelt 1674 mit einem unter einer fünfzackigen Krone vereinten Doppelwappen. Das eine zeigt den Eichelzweig in derselben Darstellung wie auf dem Epitaph ihres Vaters.

Ihr einziges Kind war Magdalena Sibylla von Alefeld (* 1675, † nach 1687). Diese verkaufte am 4. 7. 1687 die von der Mutter ererbten Güter. Ihr weiteres Schicksal ist nicht bekannt.

Mit dem General starb der Greifenberger Ast im Mannesstamm aus. Seine pommerschen Güter hatte er 1647 an den Mann seiner Schwester, Thomas von Lettow auf Pritzke erbgesessen, verpfändet.

Auch der Lasbecker Ast der Hanow hat im Wappen zunächst allein den Eichenzweig geführt. Dies Bild zeigt z. B. der Siegelabdruck von Joachim, auf Lasbeck und Döringshagen erbgesessen. Zu seiten des Helms I und H (vgl. Bagmihl, Bd. 5 Tafel XVII). Noch Henning Gottfried (* 19. 4. 1653, † 23. 5. 1713) führt 1694 dasselbe Wappen im Siegel; über dem Helm H. G. v. H.

Mit ihm bricht die Überlieferung ab. Ja, sein Epitaph in der Kirche zu Lasbeck weist unerwartet den Baum unter fünf Sternen als Wappen auf. Mit dem gleichen Wappen untersiegeln nach dem Tode des Neffen von Henning Gottfried, Levin Christian II. (* 1695, † 3. 4. 1748), des letzten Lasbeckers, die Witwe und eine Schwester Levin Christians eine Vollmacht. Es war offenbar das Siegel des Verstorbenen. Von diesem rührt wohl auch die Stiftung und Ausführung des Epitaphs auf Henning Gottfried her. Des letzteren Söhne waren im Kriegsdienst verschollen. Seine Witwe zweiter Ehe, Vigill Margarethe von Puttkamer, lebte mit ihrer Tochter Dorothea Esther (* 1692, † 19. 12. 1775 in Danzig als verw. Aycke) in Poberow (Kr. Rummelsburg [Pomm.]). Levin Christian selbst war, wie er sagt, in seiner Jugend in die Fremde gekommen und viele Jahre in kaiserlichen und preußischen Kriegsdiensten gewesen, ehe er die Bewirtschaftung des Gutes übernahm. Sein Vater war bereits 1696, also kurz nach der Geburt des Sohnes, verstorben. Beim Mangel einer Überlieferung wird er sich an die Angaben in der Literatur gehalten und daraus Baum und Sterne als zutreffendes Wappen entnommen haben. Daß die Überlieferung unterbrochen war, erweist auch ein Irrtum im Epitaph. Er nennt Henning Gottfried Leutnant. Er war aber Major.

Mit Levin Christian erlosch die auf Lasbeck erbgesessene Familie im Mannesstamm. Das Wappen Lubins erlebte jedoch noch eine Auferstehung. Dem Justizrat, späteren Stadtgerichtsdirektor Friedrich August Hanow (* 1760, † 1828) in Treuenbrietzen wurde am 1. 2. 1819 vom König der Adel erneuert und als Wappen der Baum

unter fünf Sternen verliehen (Geh. St.A. Berlin). Die Abbildung des Wappens zeigt die sonderbare doppelte Baumkrone, wie bei Lubin.

Ein Vetter von Friedrich August, der Premierleutnant im von Lossowschen Korps der Bosniaken Otto Friedrich (Heinrich) Hanow (* 1747, † 2. 8. 1796), nahm den Adel ohne Verleihung wieder auf. Welches Wappen er und seine Nachkommen geführt haben, ist nicht bekannt. Beide Zweige, die auf Andreas Hanow[2]) (* 1673, † 1739), Pfarrer in Wulflatzke (Kr. Neustettin) zurückführen, sind im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgestorben.

Deutung eines angeblich Neuenkirchenschen Siegels.

(Vgl. Balt. Studien N. F. 33 (1931) Heft 1 S. 106.)

Das unlängst in den Baltischen Studien nach einem Gipsabdruck verkleinert in Strichätzung abgebildete Siegel, das einem Lübecker Dekan aus der Familie Neuenkirchen zugeschrieben wird, gehört nicht dem Adelsgeschlecht der Neuenkirchen an, sondern dem Dekan Johann Clendenst an der Stiftskirche Lübeck. An einer vorläufig noch ungedruckten Urkunde des Stadtarchivs Königsberg Nm. von 1374 Oktober 10 hängt das wohlerhaltene Siegel des genannten Dekans in dunkelgrünem Wachs; es hat parabolische Form (4,7 : 3,2 cm) und zeigt Christus als Weltenrichter zwischen den knieenden, fürbittenden Gestalten Johannis des Täufers und Marias unter einem gotischen Baldachin. Das unterhalb des Bildes angebrachte Geschlechtswappen des Besieglers weist zwei vertieft dargestellte Sparren auf (nicht drei wie das Neuenkirchensche Wappen). Die Legende lautet in Majuskeln: ·S·IOHIS·DECANI·LVBICEN· (sigillum Johannis, decani Lubicensis). Zwischen dem Siegelbilde und dem Wappen des Dekans steht der Familienname: CLENDENST; das auslautende T steht wegen Raummangels unter dem S (vgl. die Abbildung a. a. O.). Danach handelt es sich um ein Siegel des Lübecker Dekans Johann Clendenst, der später Bischof von Lübeck wurde (siehe: Lübecker Urkundenbuch). Das in den Baltischen Studien veröffentlichte Siegel, gleichfalls von 1374, ist somit tatsächlich ein Siegel des Lübecker Dekans Johann Clendenst.

H. Bütow.

Literatur.

Otto Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern. Tafelteil (110 Tafeln). Textteil (175 S., 1 Karte). Stettin: Saunier 1931.

Nicht dankbar genug können wir dem Verfasser sein, daß er uns endlich ein größeres Werk über pommersche Vorgeschichte beschert, und dem Verlag, daß er das Buch so trefflich ausgestattet hat. Bis vor kurzem waren wir immer noch auf den allerdings auch heute noch recht wertvollen Aufsatz von

[2]) Dessen älterer Bruder Michael Hanow (* Neustettin 17. 6. 1670, † Zamborst 22. 4. 1736), Pfarrer in Z., ist der Ahnherr der noch blühenden Familie.

H. Schumann in den Balt. Stud. 1896 S. 103—208 (Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit) angewiesen, wenn wir eine zusammenhängende Darstellung dieses Teils der pommerschen Geschichte lesen wollten. Dann erschien 1925 in Greifswald von H. Gummel Aus Pommerns Vergangenheit (68 S., 12 Taf.); das Büchlein will aber nur eine Einführung sein. Mehr schon brachte, 1926 in Berlin erschienen, das Pommersche Heimatbuch, in dem Otto Kunkel Pommerns Urgeschichte S. 241—294 mit 22 Taf. behandelte. Wir wollen auch W. Petzsch nicht vergessen; ein Aufsatz über Kulturen und Völker im vorgeschichtlichen Pommern in Uns. Pommerl. 13, 1928, S. 347—354 ist auch als Sonderdruck erschienen. Aber ein größeres Werk fehlte uns.

Nun haben wir zunächst den Tafelteil, der mit 45 Abbildungen im Textteil zusammen uns fast 1000 Bilder aus Pommerns Vorgeschichte bietet. Die Abbildungen sind alle vortrefflich gelungen und überaus genau. Ich möchte behaupten, man kann an ihnen z. B. die steinzeitliche Ornamentik ebenso gut studieren wie am Original. — Der Textteil bringt nach dem Vorwort und der Inhaltsübersicht einen Abschnitt zur Einführung. Dieser handelt von der Bedeutung unserer urgeschichtlichen Denkmäler, der Einstellung der Masse zu ihnen und ihrer planmäßigen Erforschung und gibt dann auf 2 Seiten (S. 14—16) einen Abriß der pommerschen Kultur- und Siedelungsgeschichte. Es folgt die Erklärung der Tafeln S. 17—106, in die noch 45 Abbildungen und viele längere Exkurse eingeschoben sind, und ein Nachweis des Schrifttums (S. 107—162). Dieser ist sehr reichhaltig; er geht bis in die kleinen Heimatbeilagen unserer Lokalblätter hinein und läßt sich auch ihre oft kleinen Aufsätzchen nicht entgehen. Daran schließt sich ein Verzeichnis der wichtigsten Museen (S. 163 f.) und schließlich der Ortsnamen aus Schriftennachweis, Tafel- und Abbildungserklärungen, letzteres von Ilse Kunkel (S. 165—175). Den Schluß bildet eine Übersichtskarte von Pommern. Es wird also für die eigene Forschung des Lesers sehr viel Stoff geboten. Und doch fehlt eines: ein Sachverzeichnis. Dadurch wird die Benutzung des Werkes bei seiner eigenartigen Anlage sehr erschwert. Ein Leser will sich z. B. über die sog. Lausitzer Kultur in Pommern unterrichten. Er sucht zunächst im Tafelteil, den der Verfasser selbst als den wichtigsten bezeichnet; aber keine Unterschrift erwähnt sie. Er sucht in dem Abriß der Vorgeschichte S. 14—16; aber er findet nichts. Schließlich findet er sie in der Erklärung der Tafeln S. 50 erwähnt. Er irrt aber, wenn er meint, daß das alles sei. S. 58 wird sie noch einmal behandelt. Ähnliche Beispiele lassen sich in großer Zahl anführen. Wir wollen die Bitte aussprechen, daß eine Neuauflage, die sicher bald zu erwarten ist, ein solches Sachverzeichnis bringt. Vielleicht werden in ihr auch die vielen schönen Exkurse, die wir in den Erläuterungen lesen, in den Abriß hineingearbeitet. So könnten wir eine etwas ausführlichere Vorgeschichte Pommerns erhalten. Diese Ausstellung kann aber nicht unsere Dankbarkeit gegen den Verfasser verringern, der uns ein so treffliches Werk geschenkt hat. Dr. Holsten.

Widajewicz, Józef: Najdawniejszy piastowski podbój Pomorza. [Die früheste Eroberung Pommerns durch die Piasten.] Slavia occidentalis. Bd. 10. Posen 1931. S. 13—117.

Das westslavische Institut an der Universität Posen hat in seinem

letzten Bande der Slavia occ. eine Arbeit von Widajewicz über ein Thema veröffentlicht, das für Pommern besondere Wichtigkeit besitzt: nämlich über die polnische Herrschaft in Pommern im 10. Jhdt. Die materielle Grundlage für die politischen Pläne Mieszkos von Polen sieht Widajewicz darin, daß dieser durch die Vereinigung ausgedehnter polnischer Landschaften unter seiner Herrschaft die Kräfte sammelte, welche die Ausdehnung seiner Macht zunächst in der Richtung der pommerschen Handelsstraßen ermöglichten und ihn vor allem nach dem Hafenplatz Wollin streben ließen. Während man früher den Widerstand gegen Mieszkos Expansionspläne in gegensätzlich gerichteten deutschen Interessen, später in dänischen, sah, stellt W. als sicher hin, daß Mieszko 963 von dem slavischen Wilzenstaate besiegt wurde. Die Wirkung der Niederlage war der Verlust Wollins und die weiteren politischen Folgen führten durch Markgraf Gero zu der Anerkennung der deutschen Lehnshoheit durch Wieszko und zwar über das Land der Licicaviken, wie es Widukind nennt; dieses blieb unter der Herrschaft Mieszkos. (Über die Licicaviken veröffentlichte Widajewiecz bereits eine umfangreiche Arbeit in Slavia occ. Bd. 6. 1927. S. 85—101; deutscher Auszug in Ostlandberichte, Jg. 1. 1927, Nr. 1, S. 7—8). Er verweilt länger bei der Interpretation der Quellen über die Grenzen dieses Landes, das nördlich der Warthemündung anzunehmen ist und das für die Tributzahlung Mieszkos an das Reich die Grundlage bildete. Er lehnt dabei die Auffassungen von Barthold, Bandtke und Zeißberg ab und übersieht die Arbeit von A. Brackmann, Die Ostpolitik Ottos d. Großen (Hist. Zeitschr. Bd. 134. 1926. S. 242—256), in der sehr einleuchtend die von dem deutschen von Westen her schauenden Berichterstatter Thietmar von Merseburg gebrauchten Worte usque in Wartam in dem natürlichen Sinne ausgelegt (vgl. auch v. Nissen, Geschichte der Neumark. Landsberg a. W. 1905. S. 19 Anm. 1) und folgerichtig für die Entwicklung der Ostpolitik Ottos I. ausgewertet sind. Seine Niederlage hat Mieszko durch die inzwischen angeknüpfte Verbindung mit Böhmen rasch auszugleichen verstanden, denn im Jahre 967 erhielt er durch seinen Sieg Wollin mit seinem Territorium zurück. In Mieszkos weiterem Auftreten gegen Otto II. sieht W. den Beweis für die gefestigte Stellung Mieszkos in Pommern. Die dänischen Eroberungszüge nach der pommerschen Küste sind von W. mit Heranziehung der nordischen Sagen untersucht. Ihre Verwendung für historische Untersuchungen wird zwar verschieden beurteilt, doch haben Wachowski (Jomsborg, Warschau 1914) die Jomsvikingasaga und Zakrzewski (Mieszko I., Warschau 1921) die Gesamtheit der Sagen für ihre historischen Forschungen in weitem Maße berücksichtigt. Dieser Methode stimmt Widajewicz zu und kommt dabei zu dem Schluß, daß die Jomsburg nicht 963 sondern 980, wahrscheinlich aber erst 981 entstand. Die Lage der Jomsburg ist ihm nicht ganz sicher, entweder ist sie bei Wollin oder im Norden von Usedom, offenbar nach Schuchhardt, zu suchen. Die aus den achtziger Jahren bezeugte Tributzahlung an die Dänen war für Mieszko die Rettung seiner Stellung am Meere. In der Tatsache dieser Zahlung sieht W. zugleich einen Beweis dafür, daß die Zahlung an den deutschen Kaiser auf einem anderen Territorium, nämlich dem Land der Licicaviken, beruhte.

Bellée.

Muellenbach, Pommersche Fischer weben Teppiche. Ein Beispiel praktischer Selbsthilfe. In: Die Woche Jg. 33. 1931. S. 531—532.

W. Hübner, Chronik der Kirchengemeinde Wusseken (Kreis Köslin). Stettin, L. Saunier. 1931.

Wir besitzen schon einige Chroniken oder Geschichten dörflicher Kirchengemeinden Pommerns, aber wohl kaum eine von solchem Umfange (276 S.) wie die vorliegende. Man kann fragen, ob dies für die Verbreitung des Buches, die doch nur sehr beschränkt sein kann, günstig ist und es auch nur in dem Dorfe, dessen Kirchengemeinde behandelt wird, viele Leser finden wird. Es ließe sich ein solcher Umfang noch erklären und rechtfertigen, wenn nicht nur die kirchliche, sondern auch die politische Gemeinde oder neben der kirchlichen das wirtschaftliche Leben dargestellt worden wäre. Solche Dorfgeschichten können wir gebrauchen, sie können für die Kenntnis der einstmaligen Zustände auf dem Lande sehr wertvolles Material bringen. Da der Verfasser dies nicht hat behandeln wollen, müssen wir uns begnügen mit dem, was sein Buch enthält, und das ist mit Fleiß und Verständnis nicht nur zusammengetragen, sondern auch verarbeitet worden. Er erzählt in 7 Kapiteln von der ältesten Zeit, den Dörfern, den Bewohnern des Kirchspiels, von der Kirche, der Pfarre, den Patronen und den Pastoren. Die Geschichte bietet nichts Besonderes, aber immerhin bringen die eigenartige Lage des Ortes unweit des Jamundschen Sees und die Beziehungen zum Kloster Buckow einiges Beachtenswerte hinein. Es ist auffallend, daß der Verfasser gar nicht darauf hinweist, wie oft der Name Wussecken oder Wusseken in unserer Provinz und auch sonst vorkommt. Das Dorf z. B. im Kreise Anklam tritt in der pommerschen Klostergeschichte weit häufiger hervor. Über die Erklärungen der Namen enthalte ich mich eines Urteils, stehe aber überhaupt solchen, soweit sie nicht von gelehrten Slawisten herrühren, schon immer sehr mißtrauisch gegenüber. Die Deutung der Buchstaben auf der einen Glocke auf das Jahr 1001 ist ganz entschieden abzulehnen. Dankenswert ist die Mitteilung der älteren Visitationsprotokolle. M. W.

Haas, A., Die Greifswalder Oie. Stettin: Schuster 1931. 0,50 RM.

Schon 1902 behandelt R. Liman-Berlin dasselbe Thema in demselben Verlag. Haas hat den geographischen und historischen Stoff erweitert und seine Darstellung zunächst in der Beilage zur Greifswalder Zeitung veröffentlicht. Das kleine Heft, das in demselben Format erscheint wie die Schrift von 1902, sei allen Pommernfreunden empfohlen. O. A.

Robert Burkhardt, Zur Geschichte des Schulwesens der Stadt Usedom (bis 1918). Swinemünde 1931. Sonderdruck aus der Swinemünder Zeitung. 55 S.

Der Verfasser der „Chronik der Insel Usedom“ hatte bereits in diesem Werke Nachrichten über das Schulwesen in Stadt und Land zusammengestellt. Hier gibt er sie in erweiterter und bis 1918 fortgeführter Weise. Dadurch erhalten wir ein Bild von der Entwicklung der Schule in einer kleinen Stadt, das erst in neuerer Zeit freundlicher wird, da die Bemühungen der Regierung sich der Volksschule zuwenden. M. W.

Mahnke, Georg: Die Schlawer Mundart. Sprachgeschichtl. und dialektgeogr. Untersuchg. Greifswald: Ratsbuchhdlg. 1931. 109 S., 1 Kt. = Vorarbeiten z. pomm. Wörterbuch. H. 3. — Greifswald. Phil. Diss. — 3,60 Mk.

Bamberg, P.: Bemühungen Herzog Philipps I. von Pommern-Wolgast um einen Münzmeister <1551>. In: Berliner Münzblätter Jg. 51. 1931, Nr. 337, S. 201—203. — Ein Briefwechsel aus dem Staatsarchiv in Weimar.

Schrötter, Fr. Frhr. von: Nachtrag zu den Stettiner Münzen Friedrichs des Großen. In: Berliner Münzblätter Jg. 51. 1931, Nr. 342 bis 343. S. 281—288. — Die Stettiner Münze war nur 22 Monate vom Februar 1753 bis November 1754 in Tätigkeit.

In dem 65. (1931) Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (S. 183—204) ist ein Aufsatz von Erich Randt erschienen, in dem die schwierige Frage der Grenzbeziehungen der schlesischen Piasten Herzog Heinrich I. und Heinrich II. mit Herzog Barnim I. von Pommern-Stettin und dem Bistum Kammin eingehend besprochen wird. Es handelt sich um die Grenze des Herzogtums an der Neumark und des Bistums bis zur Warthe in den Jahren von etwa 1230—1241. Dafür bietet die Abhandlung reiche Belehrung. M. W.

Dr. Radtke-Stettin, Die Geschichte des Landwirtschaftlichen Vereins „Fürst Bismarck" zu Regenwalde. 1831—1931. Stettin 1931.

Der landwirtschaftliche Verein zu Regenwalde, der seit 1926 den stolzen Namen „Fürst Bismarck" führt, ist nicht nur einer der ältesten landwirtschaftlichen Vereine Pommerns, sondern hat immer eine besondere Bedeutung gehabt. Gehörten doch zu ihm Männer, die sich um die Landwirtschaft unserer Provinz hervorragende Verdienste erworben haben, wie von Beckedorff-Grünhoff, von Bülow-Cummerow, Professor Dr. Sprengel u. a. m. Die Entwicklung des Vereins ist in der hübsch ausgestatteten Festschrift, die sich an die vor 25 Jahren von M. von Stojentin bearbeitete anschließt, anschaulich dargestellt. Als ein Beitrag zur Geschichte der pommerschen Landwirtschaft ist das Büchlein auch weiteren Kreisen zu empfehlen. M. W

Wojciechowski, Zygmunt: Ze slawistyki i badań nad wschodem niemieckiem w Niemczech [Aus der Slavistik und der Forschung über den deutschen Osten in Deutschland] Roczniki historyczne [Hist. Jahrbücher] Bd. 7. Posen 1931. S. 82—112.

Bereits im Jahre 1929 hatte der Posener Universitätsprofessor Dr. Wojciechowski im Kwartalnik historyczny [Hist. Vierteljahrsschrift] Bd. 43, 2 S. 261—284 über die deutsche Forschung zur ostdeutschen Geschichte berichtet und sich hauptsächlich auf Berlin und Breslau bezogen. Sein vorliegender Bericht bildet eine Übersicht über die Forschungsarbeit der Historischen Vereine bezw. Gesellschaften, Kommissionen und Institute in Breslau, Berlin, Stettin und Leipzig. Für Pommern bringt W. Mitteilungen über die Veröffentlichungen der Gesellschaft f. p. Gesch. u. Altertumskunde, mit Berücksichtigung des rügisch-pommerschen Geschichtsvereins, und der Hist. Kommission, welche auf den bekanntgegebenen Tätigkeitsberichten beruhen.

B.

Mitteilungen.

Als ordentliche Mitglieder wurden aufgenommmen: Dipl.-Kaufmann Otto Jordan in Swinemünde, Kaufmann Arthur Grabow in Swinemünde, Kaufmann Gustav Kantorowicz in Swinemünde, Oberbürgermeister Dr. Poeschel in Stettin, Lehrer Vollbrecht in Plathe, Lehrerin Sophie Woltersdorff in Plathe, Studienrat Kurt Böning in Stettin und Schriftsteller Paul Holtfreter in Stralsund.

Durch den Tod verlor die Gesellschaft: Kaufmann Auerbach in Berlin.

Wir bitten um die Bezahlung des Jahresbeitrages für 1932 in der Höhe von 5,— Mk. (freiwillige Mehrleistungen sind herzlich willkommen). Zur Überweisung liegt diesem Heft eine Zahlkarte bei; es kann der Beitrag auch bei dem Schatzmeister Herrn Generalkonsul Dr. W. Ahrens, Pölitzer Straße 8, eingezahlt werden.

Die Baltischen Studien Neue Folge Band 33 (1931) Heft 2 ist erschienen. Unsere Stettiner Mitglieder bitten wir das Heft in unserer Geschäftsstelle Karkutschstr. 13 während der Öffnungszeiten unserer Bibliothek Montags und Freitags von 10—13 Uhr beim Gesellschaftswart abholen zu lassen.

Wir bitten unsere Mitglieder, Änderungen ihrer Anschrift uns rechtzeitig mitteilen zu wollen.

Die Bibliothek der Gesellschaft Karkutschstr. 13 ist für die Ausleihe und Rückgabe von Büchern am Montag und Freitag von 11—13 Uhr und am Dienstag und Donnerstag von 15—18 Uhr geöffnet.

Versammlungen.

Stettin: Montag, den 18. Januar 1932, abends 20 (8) Uhr im Provinzialmuseum pommerscher Altertümer, Luisenstraße 27/28: Herr Univ.-Prof. Dr. A. Hofmeister (Greifswald): Die Vinetafrage.

Ortsgruppe Stargard i. Pom.: Versammlung am Freitag, den 15. Januar, 20¼ Uhr in der Mädchen-Mittelschule am neuen Tor. Vortrag des Herrn Prof. D. Dr. Martin Wehrmann: Aus der Reformationsgeschichte Stargards.

Ortsgruppe Stolp i. Pom.: Versammlung am Donnerstag, den 14. Januar, 20 Uhr im Gesangsaal des Gymnasiums, Arnoldstraße. Vortrag des Herrn Oberschullehrers Hardow: Das pommersche Herzogsgeschlecht der Greifen (mit Lichtbildern).

Ortsgruppe Swinemünde: Versammlung am Dienstag, den 12. Januar, 20¼ Uhr im Zeichensaale der Tirpitzschule (Haupteingang). Vortrag von Herrn Gymnasialzeichenlehrer und Kunstmaler Michaelis: Die Mellenthiner Wandmalereien (mit Lichtbildern).

Schriftleitung: Staatsarchivrat Dr. Bellée, Stettin, Karkutschstraße 13 (Staatsarchiv).
Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.
Verlag der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin.